

Mißglückte Heimkehr

Geschlechtsspezifische Identität und Trennungsproblem am Beispiel der „Genovefa“¹

Bea Lundt

Die unschuldig verfolgte Frau als Trost oder Warnung. Populäre Erzählungen für Mütter und Kinder

Katholisch erzogenen Kindern ist ihre Geschichte vertraut wie die Grimmschen Märchen, tief eingeprägt vielen Generationen ihr Bild: die verzweifelte Frau vor ihrer Höhle in der Wildnis, bekleidet nur mit ihren langen Haaren, und wie eine Hirschkuh ihr Kind nährt: Genovefa, die fromme Pfalzgräfin. Unschuldig des Ehebruchs bezichtigt und mit dem Tode bedroht, entkommt sie mit ihrem neugeborenen Sohn in den Wald. Fast sieben Jahre verbringt sie dort kümmerlich, bis ihr Mann sie zufällig auf der Jagd findet und wieder zu sich nimmt.²

Die vielgelesenen und europaweit verbreiteten „Volksbücher“³ berichten sonst zumeist von „Weltweite und Abenteuerlust“⁴ männlicher Helden, von spannenden Verwicklungen und Reifepробen in fernen Ländern. Wie konnte die Erzählung vom jahrelangen Elend einer passiven Frauengestalt in heimischen Gefilden da mithalten? Für wen war sie bestimmt? Im Untertitel der Textbearbeitung durch Christoph Schmid, erschienen 1810, wird „Genovefa“ Müttern und Kindern als Identifikationsbuch zugeeignet:

1 Es handelt sich hier um eine Fallstudie aus einem Forschungsprojekt über den Wandel der Geschlechterbeziehungen im „Volksbuch“, das von der VW-Stiftung finanziert wurde. Für Diskussion und Anregung danke ich Regina Schulte und Bärbel Kuhn.

2 Überblick: Elisabeth Frenzel, Genovefa, in: Stoffe der Weltliteratur, Stuttgart 1983, 238–241; Konrad Vanja, Genovefa, in: Enzyklopädie des Märchens (EM) 5, Berlin/New York 1987, 1003–1009.

3 Der Begriff ist durch Volkstümelei der Romantik belastet, sein Inhalt widerlegt. „Das Volk“ schuf nicht alle diese nach ihm bezeichneten Texte, noch las oder erzählte es sie. Diese Fiktion der schriftkundigen Elite erklärte zum „Mythos“: Hans-Joachim Kreuzer, Der Mythos vom Volksbuch, Stuttgart 1977. Dennoch konnte der Begriff bisher nicht recht ersetzt werden und erfüllt daher eine gewisse historische Orientierungsfunktion.

4 Volksbücher von Weltweite und Abenteuerlust, hg. von Franz Podleiszek, Leipzig 1936, Neudruck Darmstadt 1964.

Euch, ihr guten Mütter! die ihr Gefühl für alles Gute und Schöne, und also wohl auch für das Beste und Schönste auf Erden, unsere heilige Religion, habt; euch und euern lieben Kindern, in deren zarten Herzen ihr dieses schöne Gefühl auch gerne wecken und rein bewahren möchtet, ist dieses Büchlein vorzüglich gewidmet.⁵

Mütter sollen die Geschichte vorlesen, umgeben von einer lauschenden Kinderschar, zur Vorbereitung auf „ähnliche Leiden“, wie Genovefa sie mit ihrem Sohn durchlitt. Eine verkaufsfördernde Fiktion zur Steigerung der Spannung? Oder konnte gar das Anliegen, Kraft zu spenden für den Fall, daß Frauen und Kinder ungerechterweise in den Wald gejagt würden, um die Wende zum 19. Jahrhundert auf echte Ängste und Betroffenheit zählen? Der Erfolg jedenfalls bestätigte den Autor. Die „Genovefa“ wurde eines der beliebtesten Werke Schmid.⁶ Geboren 1768, war er in der süddeutschen Reichsstadt Dillingen als Priester und Lehrer tätig. Er griff auf ältere Erzähltraditionen zurück und formte für seine Schüler und Schülerinnen moralische Geschichten daraus. Jahrzehntelang galten seine Bücher als vorbildliche Jugendlektüre und wurden in 24 Sprachen übersetzt.⁷

Doch bereits lange vor Schmid war die „Genovefa“ in Europa bekannt und hat jahrhundertlang neue Gestaltungen und Übersetzungen in Schrift, Ton und Bild, in Vers und Prosa, auf Kanzel und Bühne erfahren.⁸ Auch mit anderen Frauengestalten wurde ein ähnli-

5 Christoph Schmid, *Genovefa*. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle guten Menschen, besonders für Mütter und Kinder, Augsburg 1810. Neu aufgelegt im Rahmen einer Werkausgabe Wien/Prag 1824. Nachdrucke mit erheblichen Unterschieden 1827, 1931/32, 1839, 1843. Ich zitiere nach der 3. Auflage Wien mit der handschriftlichen Eintragung „ca. 1840“ (Ermittlung der Bibliothek?), Vorrede, 1. Bei diesem und dem zweiten zentralen Text, mit dem ich mich hier beschäftige, zitiere ich die Seiten jeweils in Klammer im Text. Es handelt sich dabei um die Laacher Handschrift des Johannes von Andernach, 1500, lat./dt. hg. von Heinrich Sauerborn, in: *Geschichte der Pfalzgräfin Genovefa und der Kapelle Frauenkirchen*, Regensburg 1856, 49–106.

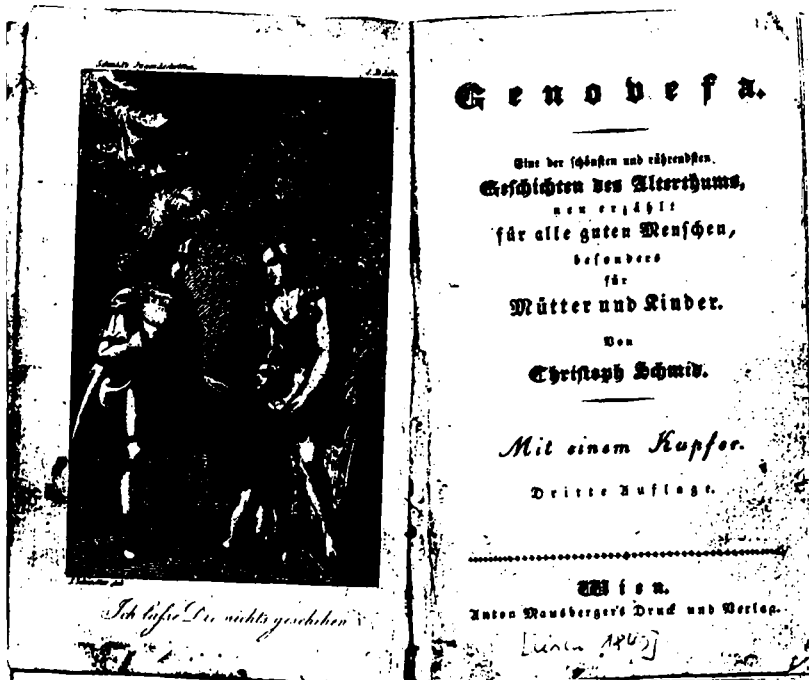
6 Schmid's Erzählung war so erfolgreich, daß der Autor für weitere Schriften warb mit: „Von dem Verfasser der *Genovefa*“. Zusammenstellung der Erstausgaben: Monika Grießer u. Josef Heinle, in: Hans Pörnbacher Hg., *Christoph von Schmid und seine Zeit*, Weissenborn 1968, 170–183. Binder, Schmid, Christoph v., in: *Allgemeine deutsche Biographie* 31, Nachdruck Berlin 1970, 657–659; Joseph Bernhart, *Christoph von Schmid, ein Lebensbild*, in: Pörnbacher, Schmid, wie Anm. 5, 9–31; Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch*, München 1977, 163–170; Kreutzer, *Mythos*, wie Anm. 3, zählt Schmid nicht zu den Volksbuchautoren. *Kindlers Literaturlexikon*, Nachtragsband 24, München 1974, 10901, nennt ihn nur mit einem anderen Werk und behandelt nur eine *Genovefa*-Bearbeitung, die französische von Gide.

7 Hans Pörnbacher, Nachwort, in: Ders. Hg., *Christoph von Schmid, Erinnerungen und Briefe*, München 1968, 267.

8 Der beste Überblick bei: Hansjürgen Kiepe, *Die protestantische Genovefa – eine niederländische Volksüberlieferung in Deutschland?*, in: *Euphorion*, 64 (1970), 281–305, vor allem 304, Fußnote 92. Forschungsberichte sind nationalsprachlich oder epochenspezifisch begrenzt. Für den französischen Sprachraum: Nicolae N. Condeescu, *La Légende de Geneviève de Brabant et ses versions roumaines*, Bucarest 1938; Felix Karlinger Hg., *Romanische Volksbücher: Querschnitte zur Stoffgeschichte und zur Funktion ausgewählter Texte*, Darmstadt 1978, 158–223 u. 313–315. Für den deutschen Sprachraum: Bruno Goltz, *Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung*, Leipzig 1897; Albert Schneider, *La Légende de Geneviève de Brabant dans la Littérature Allemande*, Paris 1954.

ches Schicksal verbunden, ja es existiert ein ganzer Motivkomplex der „unschuldig verfolgten Frau“,⁹ verbunden mit Namen wie Berta, Crescentia, Hirlanda, Griseldis, Sybille, Itta.¹⁰ Genovefa aber ist die erfolgreichste „Dulderin“ in diesem Stoffzusammenhang.¹¹ Autobiographien belegen nachhaltige Betroffenheit durch die Lektüre, so gesteht etwa Felix Karlinger: „Sie hat auch uns Kinder bis zu Tränen

-
- 9 Elisabeth Frenzel, Gattin, die verleumdete, in: *Motive der Weltliteratur*, Stuttgart 1980, 239–254; Elfriede Moser-Rath, Frau, in: EM 5, Berlin/New York 1987, 113–115. Ein Strukturmodell aus Einzelschicksalen konstruierte Ilana Dan, *The Innocent Persecuted Heroine: An Attempt at a Model for the Surface Level of the Narrative Structure of the Female Fairy Tale*, in: Dies. u. D. Segal, Hg., *Patterns in Oral Literature*, The Hague 1977, 13–30.
- 10 Vgl. die entsprechenden Stichworte in Frenzel, Genovefa, wie Anm. 2, sowie in den im Aufbau befindlichen, mehrbändigen Standardwerken Enzyklopädie des Märchens (EM), Lexikon des Mittelalters (LM) und dem Verfasserlexikon in der 2. Auflage (VL). Dazu Kyra Heidemann, Zu leyden in dem stand der eh ... Die Griseldis-Novelle als Ehelehre, in: Maria E. Müller Hg., *Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts*, Weinheim/Basel 1988, 47–78; Günter Berger, *Griséldis chez le peuple – Griséldis chez les élites: miroir immobile de la femme?*, in: Roger Chartier u. Hans-Jürgen Lüsebrink Hg., *Littérature de colportage et imprimés de large circulation en Europe*, Paris 1993 (im Druck); Hermann Tiemann, Einleitung, in: Ders. Hg., *Der Roman von der Königin Sybille*, Hamburg 1977, 9–32. Dieser Stoff wurde als einziger nachweislich von einer Frau übersetzt und gestaltet: von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Vgl. auch Xenja von Ertzdorff, *Romane und Novellen des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland*, Darmstadt 1989, 200–214, bes. 201–207. Zu Itta gibt es einen Predigttext, in: Elfriede Moser-Rath Hg., *Predigtmärlein der Barockzeit*, Berlin 1964, 309f.
- 11 Wichtige Texte im Überlieferungsgang: der von Matthias Emyich, 1472, in: Gottfried Kantenich, *Die Genovefalegende. Ihre Entstehung und ihr ältester datierter Text*, Trier 1927, 26–51; *Legenda qualiter capella in Frauwenkyrg est constructa miraculose*, in: Sauerborn, Genovefa, wie Anm. 5. Die Herausgeber betonten den lokalen Bezug der erzählten Handlung innerhalb ihrer Nachbarschaft: Kantenich war Stadtbibliothekar, Sauerborn Dorfpfarrer in der Nähe des Klosters Maria Laach. Zur Grundlage des späteren „Volksbuches“ wurde die erste volkssprachliche Gestaltung durch René de Cerisiers, *L'Innocence Reconneue, ou la vie de S. Geneviève*, 1634, Brüssel 1675. Dillingen wird Zentrum der Verbreitung gegenreformatorisch geprägter Drucke, von Jesuiten aus dem Französischen übersetzt. Es läßt sich also ein Raum abstecken, in dem der Kulturtransfer besonders intensiv war: der deutschfranzösische, westmitteleuropäische Raum. Michael Staudacher, Genouefa, Das ist: Wunderliches leben und denkwürdige Geschichten der Genouefa, Geborner hertzogin aus Brabant, Dillingen 1660. Zu Staudacher vgl. Urs Herzog, *Geistliche Wohlredenheit. Die katholische Barockpredigt*, München 1991. Genovefa wird auch mit anderen Repräsentantinnen des „Unschuldstandes“ verbunden, mit Jeanne d'Arc und Hirlanda. Vgl. anonyme Übersetzung: *Die Unschuld in Drey unterschiedlichen Ständen ... von einem Priester der Societät Jesu*, Dillingen 1685, darin: Genovefa: oder/Die von Menschen erkante Unschuld, 14–360, und „das Außerlesene history-Buch“ des Kapuziners Martin von Cochem, Dillingen 1687, darin: *Die Vier und Siebentzigste History. Von der unschuldigen betragten H. Pfaltz-Gräfinen Genovefa*, 597–629, 1766, Auszüge 1923. Seine Heimatstadt widmete ihm zum 350. Geburtstag eine Festschrift: Konradin Roth u. a. Hg., *Pater Martin von Cochem 1634–1712*, Cochem 1985, darin: Schommers, Übersicht über die Auflagen der Werke Pater Martins, 72. Wolfgang Brückner, *Martins von Cochem „Außerlesenes History-Buch“ und seine Vorbilder*, in: *Fabula*, 3/4 (1992), 193–205. Wichtig für die Tradierung im europäischen Raum war auch die Übersetzung van Houckes in das Niederländische 1640: Kiepe, Genovefa, wie Anm. 8, 282.



Titelblatt der Genovefa-Bearbeitung von Christoph Schmid, Wien³1840.

erregt.¹² So unterschiedlich die Textfiliationen sind, spricht der Stoff offenbar tatsächlich über Jahrhunderte zentrale Problembereiche von Frauen und Kindern an und vermittelt ihnen Orientierungshilfen.

Als didaktisches Ziel nennen die Redaktoren die Nachahmung der Eigenschaften der Pfalzgräfin: Geduld, Leidensfähigkeit, Gottvertrauen, Bereitschaft zu Verzeihung und Verzicht, in der Sprache der modernen Sozialisierungstheorie „Frustrationstoleranz“ also. So hofft Marbach 1838, daß „den Leser die Geschichte von der heiligen Genovefa mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen die Tugend und Frömmigkeit dieser heiligen Frau erfüllt“¹³. Diese Lernziele setzen die Identifikation mit der Heldin voraus. Doch ist Genovefas Schicksal heute aus den Lesebüchern verschwunden. Ihr Handeln steht nicht in Einklang mit modernen Erziehungszielen. Die erreichte Distanz erfahrung gibt den Weg frei für eine neue Betrachtung der erstaunlichen Verbreitung und der sozialisierenden Wirkung des Stoffes.

Dabei ist die Botschaft keineswegs eindeutig. Neben der offen didaktischen Intention erfüllt die Erzählung auch einen „heimlichen Lehrplan“, sie enthält weitere, zum Teil latente Mitteilungsebenen. Ambivalente und vielschichtige Aussagen stehen neben dem Verhal-

¹² Felix Karlinger, *Genovefa als Legende und als Volksbuch*, in: *Synthesis III* (1967), 93–99, hier 97. Weitere Belege: Vanja, *Genovefa*, wie Anm. 2, 1009, nennt fünf Titel aus dem 19. und 20. Jahrhundert; Schenda, *Buch*, wie Anm. 6, 163f.

¹³ G. Otto Marbach, *Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa*, in: Ders. Hg., *Volksbücher*, Leipzig 1838, 3–60, hier 53. Die „Heiligkeit“ Genovefas geht hier in den Titel ein, obwohl die Kirche sie nie kanonisierte. Sie blieb eine Volksheilige.

tensmuster stillen Duldens der zu Unrecht „betrangten“, in Bedrängnis gebrachten Frau. Wird die Handlung gegen den Strich gelesen, schlägt das Bildungsziel in sein Gegenteil um: Als katholisches Erziehungsideal verbreitet, warnt die Geschichte eigentlich vor der Ehe, die Frauen keine Integration und Sicherheit in den fremden Familien der Männer bietet. Auch der Schluß tröstet nicht über die erlittenen Gefahren und Demütigungen hinweg: Die endgültige Wiederaufnahme der unschuldigen Frau in die Gemeinschaft mißlingt ja gerade. Gerettet wird nur ihre Seele, ihr Körper stirbt bald nach ihrer Rückkehr. So kann denn am Ende der Lektüre gerade im Gegensatz zu der verbalisierten Intention des Trostes die Erkenntnis stehen, daß es einer schlecht ergeht, die sich auf überirdische Gerechtigkeit verläßt und auf Erden nicht wehrt.

Doch nicht nur Widersprüche im Inhalt und wandelnde Rezeptionsbedingungen lassen sich nachweisen, auch eine Kontinuität gibt es, denn jenes Problem, das die Handlung auslöst, besteht ja fort: die erzwungene Trennung von Paaren und die langfristige Abwesenheit von Männern von ihren Familien, etwa durch Kriege.

Fiktive Texte als Quellen der Gesellschaftsgeschichte. Methodische Voraussetzungen

Noch immer gelten „fiktive“ Texte nicht als seriöse Quellen für historische Prozesse.¹⁴ Doch spätestens Jacques le Goff umriß die Richtung einer gesellschafts- und mentalitätsgeschichtlichen Deutung von Erzähltraditionen.¹⁵ Nicht naiver Glaube an eine unmittelbare Abbildung von Wirklichkeit, nicht die Nachweisbarkeit der erzählten Schicksale für reale Personen trägt diese Forschung. Viel eher geht es um Entwürfe idealer Existenz, wie die handelnden Figuren sie oft repräsentieren, um Modelle weiblicher Heiligkeit etwa.¹⁶ Aus dem Zusammenhang von Entstehungskontext, Rezeptionshorizont und Inhalt können Gedanken- und Vorstellungswelten gesellschaftlicher Gruppen in ihrem diskursiven Ausdruck und Wandel experimentell rekon-

14 Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive kritisiert Heide Wunder, „wie problematisch die geläufigen Klassifikationen von real – normativ – fiktiv sind“. Heide Wunder, *Historische Frauenforschung. Ein neuer Zugang zur Gesellschaftsgeschichte*, in: Werner Afeldt Hg., *Frauen in Spätantike und Frühmittelalter*, Sigmaringen 1990, 31–44, hier 40.

15 Jacques le Goff, *Mélusine maternelle et défricheuse*, in: *Annales E. S. C.* (1971), 587–603; dt. *Melusine-Mutter und Urbarmacherin*, in: *Für ein anderes Mittelalter*, Weingarten 1987, 147–174. Den Wandel mentaler Strukturen im Bereich der Geschlechterbeziehungen zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert habe ich an zwei Sagengestalten untersucht: *Bea Lundt, Melusine und Merlin im Mittelalter, Modelle und Entwürfe weiblicher Existenz im Beziehungsdiskurs der Geschlechter*, München 1991. Vgl. auch meinen Aufsatz, *Schwestern der Melusine im 12. Jahrhundert*, in: *Bea Lundt Hg., Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter*, München 1991, 233–254.

16 Claudia Opitz, *Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts*, Weinheim/Basel 1985, untersucht solche Modelle und Muster weiblicher Heiligkeit im Mittelalter.

struiert werden. Dies setzt freilich ein erweitertes Verständnis dessen voraus, was historische Realität ist. Es schließt auch solche Entwürfe für menschliche Daseinsweisen als Antworten auf Herausforderungen ihrer Zeit ein.

300 Jahre liegen zwischen der ersten überlieferten Version der Genovefa-Geschichte, einer spätmittelalterlichen Marienlegende, und der belehrenden Kinderzimmeridylle, die der Spätaufklärer Schmid daraus machte. Der Vergleich dieser Bearbeitungen desselben Handlungskernes zeigt, wie Funktion und Inhalt an gewandelte Bedürfnisse, Vorstellungswelten und Erfahrungsräume angepaßt wurden.¹⁷ Diese Umgestaltung ist nicht zufällig, sie bestätigt vielmehr Ergebnisse gesellschaftsgeschichtlicher Forschung auch für den Bereich der Geschlechterverhältnisse: Die Entstehung der für Europa prägenden Textstruktur der „Genovefa“ um 1500 fällt in die Phase des Überganges vom späten Mittelalter in die Frühe Neuzeit. Die „Krise des Spätmittelalters“¹⁸ und ihre Überwindung im ersten neuzeitlichen Jahrhundert erfüllt auch für den Wandel der Beziehungen der Geschlechter zueinander eine Schlüsselfunktion.¹⁹

Weibliche Idealtypen zur Charakterisierung dieses Vorganges in Realität und Fiktion sind bereits beschrieben worden: Claudia Ulbrich hat die Ambivalenz von Protestpotential und Widersetzlichkeit in der Rollenaneignung „unartiger Weiber“ vorgeführt.²⁰ Genovefa scheint als Symbolfigur und Gegentyp die erwünschte Norm der sanften und duldenden Ehefrau zu repräsentieren.²¹ Zugleich aber weist die Idealisierung ihres Modelles von Weiblichkeit auch auf die Präsenz ihres

17 Ein Beispiel: Im 8. und 9. Jahrhundert war eine bretonische Erzählung von einer Frau namens Azénor verbreitet, die auf den Ozean vertrieben wird. Auf dem Wege von der Atlantikküste nach Mitteleuropa wurde aus dem grenzenlosen Wasser der undurchdringliche Wald, entsprechend dem anderen dominanten Erfahrungsraum. Felix Karlinger, *Genovefa und Azénor*, in: *Schönere Heimat. Erbe und Gegenwart* (1963), 46–48; ders., *Legende, wie Anm. 12*; ders., *Volksbücher, wie Anm. 8*, 158–223, Textbelege: 313–315.

18 Ferdinand Seibt, *Zu einem neuen Begriff von der Krise des Spätmittelalters*, in: *Mittelalter und Gegenwart*, Sigmaringen 1987, 218–234; ders., *Von der Konsolidierung unserer Kultur zur Entfaltung Europas*, in: *Handbuch der europäischen Geschichte 2*, Stuttgart 1987, 6–173, bes. 137–147.

19 Heide Wunder: „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992; dies., *Die „Krise des Spätmittelalters“ im Spiegel der Geschlechterbeziehungen*, in: *Bea Lundt u. Helma Reimöller Hg., Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages*, Köln/Wien/Weimar 1992, 73–88; dies. u. Christina Vanja Hg., *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1991; Claudia Ulbrich, *Aufbruch ins Ungewisse. Feministische Frühneuzeitforschung*, in: *Beate Fieseler u. Birgit Schulze Hg., Frauengeschichte gesucht – gefunden*, Köln 1991, 4–21.

20 Claudia Ulbrich, *Unartige Weiber. Präsenz und Renitenz von Frauen im frühneuzeitlichen Deutschland*, in: *Richard van Dülmen Hg., Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn. Studien zur historischen Kulturforschung*, II, Frankfurt a. M. 1990, 13–42.

21 „Die kontinuierliche Verbreitung spricht für die allgemeine Akzeptanz eines mitunter bis zur Selbstaufgabe reichenden passiv-duldenden, aber auch Kraft und Standhaftigkeit aufweisenden Rollenverhaltens.“ Moser-Rath, *Frau*, wie Anm. 9, 113. Sie betont auch die „beträchtlichen Energien der Dulderin, die ja auch bei der Abwehr unwillkommener Bewerber zum Ausdruck gekommen war“, ebd. 114. Frenzel, *Gattin*, wie Anm. 9, 240, spricht sogar „fast von emanzipatorischen Zügen“.

Gegenbildes. Die „Heiligkeit“ der genügsamen Pfalzgräfin ist, so möchte ich zeigen, gerade die abgewehrte Kehrseite der als bedrohlich gefürchteten, ja ungebändigten Elemente von Wildheit, Trieb und Sünde im Wesen der Frau. So ergänzen sich beide Bilder von weiblicher Existenz in dieser konflikthafter Zeit des Überganges; Renitenz und Verzicht, Anspruch und Bedürfnislosigkeit und erweisen sich als zwei Seiten einer Medaille.

Die Quelle um 1500: Entstehung, Intention und Inhalt

Betrachten wir die Erzählung in ihrer spätmittelalterlichen Fassung: Der Benediktinermönch Johannes von Andernach schrieb um 1500 einen lateinischen Text ab, die „Legende über die wundervolle Erbauung der Kapelle in Frauenkirchen“²². Auf dieselbe verlorene Quelle vermutlich geht auch eine Handschrift zurück, die 1472 von dem Karmelitermönch Matthias von Emyich verfaßt wurde.²³ Beide Texte entstanden in einem regionalen Diskussionszusammenhang um die 1279 erstmals erwähnte Frauenkirche in der Nähe des Klosters Maria Laach, die der Sage nach auf Wunsch Genovefas erbaut worden war.²⁴ Nachlassende Anziehungskraft des einst bedeutenden Wallfahrtsortes mag dazu geführt haben, daß kirchliche Kreise die Attraktivität des Ortes durch ein Wiederaufleben der Gründungslegende zu erneuern suchten. Das Wunderbare der Marienmirakel, die Genovefa an dieser Stelle erfuhr, soll Bedürftigen eine nachfolgende Heilwirkung verheißen; die Geschichte will zur Wallfahrt motivieren.

Ich folge der zweisprachigen Edition Sauerborns:²⁵ Siegfried, ein „sehr vornehmer Pfalzgraf“ (55) in einem Palast in Trier, bereitet einen Kriegszug gegen die Heiden vor. Er befiehlt, seine Frau Genovefa, Tochter des Herzogs von Brabant, solle während seiner Abwesenheit im Schlosse bleiben, „um jeden unerlaubten Umgang zu vermeiden, den er wegen ihrer Schönheit und da sie keine Kinder hatten, befürchtete“ (63). Diese hatte aber in der letzten Nacht mit ihrem Ehemann ein Kind empfangen. Land, Haus und Ehefrau vertraut Siegfried nun Golo an, dem „vornehmste(n) der ganzen Ritterschaft“ (65). Beim Abschied von ihrem Mann bricht Genovefa vor Schmerz dreimal ohnmächtig zusammen

Bald darauf beginnt der „treulose Ritter Golo“ (67), „miles pavidus“ (66), die Pfalzgräfin zu bedrängen, mit ihm zu schlafen, was sie entrüstet von sich weist.²⁶ Golo versucht, ihr mit fingierten Briefen

22 Sauerborn, Genovefa, wie Anm. 5. Die Edition enthält den lateinischen Text des Mönches, eine deutsche Übersetzung des Herausgebers sowie einige textkritische und kommentierte Anmerkungen.

23 Der älteste datierte Text der Legende von Matthias Emyich, 1472, in: Kentenich, Genovefalegende, wie Anm. 11, 26–51.

24 Nikolaus Kyll u. Josef Röder, Die Fraukirch in der Pellenz im Rheinlande und die Genovefalegende, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 2 (1951), 81–101, Kyll 92–101, hier 92.

25 Sauerborn, Genovefa, wie Anm. 5.

26 Prüderie des 19. Jahrhunderts verbietet dem Pfarrer die sachgetreue Übersetzung. Eine Fußnote belegt seinen Gewissenskonflikt: „Der geneigte Leser wird mir

einzureden, Siegfried sei gefallen und sie könne nun ihn zum Manne nehmen. Eine Marienerscheinung gibt ihr jedoch innere Gewißheit, daß ihr Mann lebt. Sie wehrt sich nun und schlägt Golo ins Gesicht (71). Dieser sperrt die Schwangere bei kärgster Versorgung ein, so daß sie ihr Kind unter erniedrigenden Bedingungen zur Welt bringen muß. Sie „gebar einen schönen, lieben Knaben“ (70).

Als die Rückkehr des Pfalzgrafen angekündigt wird, ergreift Golo „große Angst und Furcht“ (71). Er redet Siegfried ein, Vater des Kindes sei ein Koch des Schlosses. Der Pfalzgraf tobt und stimmt zu, Genovefa und das Kind ertränken zu lassen. Doch glauben die Boten, die diesen Befehl ausführen sollen, nicht an eine Schuld ihrer Herrin. Sie schneiden einem Hund als Beleg für die Erledigung des Auftrages die Zunge ab und lassen die Unglückliche versprechen, niemals aus der Wildnis in das Schloß zurückzukehren. Mutter und Kind scheint der Tod gewiß.



Die Jungfrau Maria bestärkt die verzweifelte Genovefa, indem sie einen Engel schickt, aus: G. Otto Marbach, Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa, in: Ders. Hg., Volksbücher, Leipzig 1838, 26.

Die im Wald Ausgesetzte beklagt ihr Schicksal „in horribili loco“, an einem „grausenerregenden Orte“ (82), und bittet die Gottesmutter um Hilfe. Tatsächlich erscheint eine Hirschkuh, die das Kind der Entkräfteten ernährt. Genovefa lebt von Kräutern und bettet sich auf Reiser. Sechs Jahre und drei Monate später findet Siegfried sie auf der Jagd und fragt die Verwilderte stauend, ob sie ein Christenmensch sei.

die Unterlassung der wörtlichen Übersetzung der Worte: ut vobiscum possim condormire, gewiß, als aus zarter Rücksicht geboten, nicht verübeln. Dieß möge auch für noch andere Stellen gelten.“ (67, dort Anm. 1).

Ein Kammerdiener erkennt seine Herrin, auch der Ehering beweist ihre Identität. Siegfried umarmt Frau und Sohn weinend und nimmt sie zur allgemeinen Freude wieder zu sich. Die Intrige wird aufgeklärt und Golo zur Strafe von Ochsen zerrissen. Die Pfalzgräfin aber kann keine normale Speise mehr aufnehmen und stirbt bald. Doch bittet sie noch, an dem Ort des Wiederfindens eine der Maria geweihte Kapelle zu bauen. Nach wunderbaren Heilungen gewährt der Papst Ablass und begründet eine Wallfahrt zu diesem Orte.

Die labile Stellung und Isolation der Pfalzgräfin in der Ehe

Ein Fürstenpaar muß sich trennen. Beide Partner von hoher Herkunft haben eine erstklassige Erziehung genossen und verfügen über beste Eigenschaften im Sinne der geschlechtsspezifischen Rollenzuweisung ihrer Zeit – Hinweis auf den Vorbildcharakter eines Lebensmodelles. Der Mann zieht an der Spitze seiner Gefährten in den Kampf davon, zu Bewährung und Heldentaten, die Frau bleibt isoliert zurück in einem fremden Hause. Anlaß für die kommenden Probleme und Verstrickungen ist der Krieg. Siegfried fürchtet, seine Frau könne „unerlaubten Umgang“ haben und befiehlt daher, sie solle in seiner Abwesenheit das Schloß nicht verlassen. „Illicita evitanda“ (62) – der Begriff enthält sowohl das Unerlaubte als auch Verführende, das aus seiner Sicht bedrohlich wird.

Die Ehe ist eingebunden in einen geschäftigen höfischen Kontext. Auch die Abschiedszeremonie findet vor aller Augen statt. Genovefa reagiert mit drei Ohnmachten, ihrer ersten subjektiven Lebensäußerung. „Semiviva“ (66), halbtot, liegt sie zu Siegfrieds Füßen, symbolisch vorwegnehmend, wie sie sich ohne ihn fühlt. Stets wird sie nur zur Hälfte lebendig sein, an aktivem Handeln durch Verbot und Verpflichtung gehindert, später eisern die Abmachung einhalten, den Wald nicht zu verlassen. Noch nach ihrer Rückkehr an den Hof ist sie nicht lebensfähig und stirbt bald.

Dagegen teilt Siegfried sich auf vielfältige Weise mit und öffnet sich lebendig einer Herausforderung: Bereits die Nachricht vom Kampf gegen die Heiden entfacht sein Handeln, Planen, Befehlen. Er entgrenzt sein Dasein in vielerlei Hinsicht: Im Kreise seiner Getreuen zieht er in die Ferne. Der Kriegszug gibt ihm die Chance, hochbewertete männliche Tugenden wie Kraft, Stärke, Klugheit unter Beweis zu stellen. Er muß seinen Platz in der Hierarchie durch Leistung verteidigen, eine Aufgabe, der er sich gewachsen fühlt und bedenkenlos, ja freudig, stellt.

Alle folgen seinen Anordnungen, mit denen er auch den Rahmen für die künftige Lebenssituation seiner Frau umreißt. Die Sorgen Siegfrieds schaffen eine latent erotische Spannung und betonen die Schutzbedürftigkeit der Schloßherrin, die er hilflos männlicher Lust ausgeliefert sieht. Auch in Kriegszeiten fürchtet ihr Mann nur eine Gefahr für sie: ihre Verführung. Ihr Sexualleben wird damit zum dominanten, ja ausschließlichen Faktor ihrer Existenz erhoben.

Doch liegt nicht nur Genovefas Funktion als Geliebte ihres Mannes brach, um die Siegfried so eifersüchtig fürchtet. Auch andere Elemen-

te ihrer geschlechtsspezifischen Identität sind durch diese Trennung gefährdet, ihr sinnhaftes Dasein als Ehefrau und Mutter steht ebenso in Frage. Die Tätigkeiten, die dieses Lebensmodell vorsieht, entfallen: Die bisher unerfüllte Mutterrolle belastet ohnehin ihre Position in dieser Fürstenehe. Doch selbst die Aussicht auf einen Erben verbessert ihre Lage im Schloß keineswegs, da Golo ihre Schwangerschaft ignoriert. Den gesellschaftlichen und sozialen Pflichten, die sie an der Seite eines Pfalzgrafen zu erfüllen gewohnt war, kann sie nicht nachkommen: Siegfried untersagte ihr den Besuch von Bedürftigen der umliegenden Dörfer. So bleibt ihr denn gar nichts Vertrautes, mit dem sie ihre Zeit sinnvoll füllen, an dem sie ihren Selbstwert messen könnte. In dem Hause ihres Mannes ist sie eine Fremde, die Vertrauten ihrer Jugendzeit leben in unerreichbarer Ferne in Brabant.

Siegfried also erweitert seinen Erfahrungsradius, besteht die spannende Bewährungsprobe männlicher Identität und kehrt wohlbehalten aus dem Krieg zurück. Genovefa, nur auf Abwehr männlicher Annäherungen ausgerichtet, wird in ihrer gesamten Existenz zunächst beschränkt, dann bedroht und später vernichtet. Diese stufenweise Auseinanderentwicklung der Partner²⁷ ist nicht durch individuelle Fähigkeiten bedingt: Beide Personen wurden als gleichwertig eingeführt. Die Lasten derselben Situation sind ungleich verteilt. Genovefa ist ohne Siegfried nichts, er lebt ohne sie erfolgreich weiter.

Die problematische Stellvertreterschaft. Golo als Vertrauter, Verführer und Vernichter

Als „*officiatus generalis*“ (64), Hauptverwalter, obliegt dem späteren Ehebrecher die „Besorgung“ der „Geschäfte“ (65). Golo ist aus der Männergruppe, der er zugehört, isoliert, wegen besonderer Leistungen von der Pflicht zur Heeresfolge freigestellt, seinen Herrn zu vertreten. Aus der überantworteten Funktion erwächst Konkurrenz, deren Grenzen er nicht einhalten kann. Die Aufgabe, die Keuschheit der Frau zu schützen, reduziert nicht die Herausforderung, den Herrn in jeder Hinsicht zu vertreten, ja sie enthält die Versuchung, die anvertraute Angetraute des Freundes ganz zu besitzen.

Wir erfahren von keiner Ebene des Gespräches, des Zeitvertreibs, des Kontaktes. Auch das begrenzte Inventar möglicher Rollen für Genovefa enthält keine Orientierung, keine Basis für ein konfliktfreies Zusammenleben mit dem Vertreter ihres Ehemannes. Golo zieht die Register ihm vertrauten männlichen Verhaltens: Genovefa ist ihm nur als Sexualwesen interessant. Nicht aus eigener Ablehnung, sondern unter Hinweis auf Siegfrieds Rechte weist sie ihn zurück und schürt damit noch die latente Konkurrenz zwischen Siegfried und Golo. Sie wolle „lieber sterben ...“, als die Ehe mit ihrem geliebtesten Manne zu

27 Überlegungen dieser Art finden sich, allerdings an anderen Filiationen, nur bei Elisabeth Zacherl, *Die physische und psychische Isolierung der Frau im Volksbuch*, in: Felix Karlinger Hg., *Berichte im Auftrag der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Forschung zum romanischen Volksbuch*, Seekirchen 1967, 116–123.

brechen“ (67). Diese Aussage wird der Zurückgewiesene wörtlich nehmen.

Die Priorität männlicher Ehre und Hierarchie: spätmittelalterliche Männerbündelei

Die Verbundenheit zwischen den Männern ist größer als die zwischen den Eheleuten. Daher wird die hierarchische Struktur der Beziehung zwischen Golo und Siegfried, die sich nach der langen Zeit der Trennung neu konstituieren muß, auf Kosten von Genovefa ausbalanciert.²⁸ Golo ist der Vertraute Siegfrieds und sein Vasall, „vom Pfalzgraf wegen seiner Tapferkeit sehr geliebt“ (65). Die enge kameradschaftliche Vertrautheit der beiden Männer bestätigt sich noch darin, daß Golo sich in die Frau des anderen verliebt, in Abwesenheit des Freundes die Nähe von dessen engster Bezugsperson sucht. In Golo streiten zwei männliche Ehrbegriffe bzw. Ansprüche miteinander. Ein Wertesystem unter Männern – Vasallentreue und Freundespflicht gegenüber dem Pfalzgrafen – und eines gegenüber Frauen – als potenter und geschätzter Mann in seinem Recht auf Befriedigung seiner sexuellen Lust von der Frau seiner Wahl akzeptiert zu werden, als Stellvertreter des Ehemannes Besitzrechte auf die Frau zu realisieren.

Die angekündigte Rückkehr des Pfalzgrafen erst versetzt Golo in Panik, plötzlich meldet sich das schlechte Gewissen. Ein Vergehen gegenüber Genovefa ist ihm nicht bewußt, wohl aber gegenüber Siegfried, als sei er das Opfer, nicht die leidende Frau. Männliche Ehre ist angegriffen worden, nicht weibliche Integrität. Gefährdet ist der vertraute Kontakt unter Männern, mithin Golos weitere Karriere am Hofe Siegfrieds. Er muß befürchten, daß Genovefa Klage über ihn führen wird. Siegfried hat ihn zu seinem Stellvertreter erhoben, er wird nun seinen Platz selber übernehmen und die Anmaßung des anderen, ihm gleichen zu wollen, mit einer Degradierung in der Hierarchie ahnden. Der Stellvertreter hat Herr im Hause gespielt, jetzt fürchtet er die Rache des Meisters.

Golo allein sieht keinen Ausweg. Doch unterstützt ihn eine alte Frau, die offenbar begreift, daß sich hier ein existenzbedrohender Konflikt zwischen Gefährten anbahnt. Sie bestätigt erneut, daß die Kameradschaft unter Männern als höheres Gut gilt als weibliche Ansprüche auf körperliche Unversehrtheit, sexuelle Selbstbestimmung und Gerechtigkeit. Eine Frau steht der Männerfreundschaft im Wege, das sieht die andere sofort. Sie also muß geopfert werden. Schuldig ist sie, da sie dem werbenden Manne die Bestätigung seiner Herrenposition über eine Frau verweigerte. Der Vorwurf der Verführung, den

²⁸ Auch andere „Volksbücher“ enthalten den aggressiven Ausschluß einer Frau zur erneuten Stabilisierung eines Männerbundes nach einer Trennungsphase. Vgl. Bea Lundt: Sieben weise Meister gegen eine Frau. Ein populäres Volksbuch aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Annette Treibel u. Gabriele Klein Hg., *Begehren und Entbehren. Bochumer Beiträge zur Geschlechterforschung*, Pfaffenweiler 1993, 185–206.

Golo zu erwarten hat, wird nun umgedreht – Hinweis darauf, wie sehr alle Gedanken um diesen Aspekt kreisen. Diese Frau verfügt über das Wissen von den natürlichen Vorgängen von Zeugung und Schwangerschaft und berät Golo, wie er den Zeitpunkt der Geburt des Sohnes als Beweis für Genovefas Untreue präsentieren müsse. Der Zurückgewiesene gewinnt mit ihrer Hilfe das Machtgefühl zurück, den verweigerten intimen Bereich in der Ehe Siegfrieds manipulieren zu können und so doch Anteil an ihm zu gewinnen.

Daß der böse Plan nicht in seinem Kopfe entstand, entlastet Golo, der eher unbedacht als kalt kalkulierend handelt. Auch der Schurke ist ein hilfloser, ängstlicher, ehrgeiziger Prahlschamane, angewiesen auf Frauen, ihre Bestätigung und ihren Rat. Weibliche Gehässigkeit ist Ursache von Genovefas weiteren Leiden. Es gibt keine direkte Aussage über die Intentionen dieser eigentlich völlig unbeteiligten Frau, nichts darüber, welche Vorteile sie sich erhoffte, welchen Lohn sie erhielt. Weibliches Handeln bleibt unmotiviert, Gefühle und Konflikte werden an Männern exemplifiziert. Der Text spricht aber von Alter und lebenslanger Schlechtigkeit dieser Frau und legt damit Neid gegenüber der jungen, reichen, verheirateten Frau nahe (71). Sie stellt den weiblichen Gegenpol zu der stillen, passiven Pfalzgräfin dar und läßt kontrastiv alle Privilegien und Tugenden Genovefas aufleuchten. In späteren Varianten wird sie zur Hexe umgedeutet, die Siegfried durch Zauberei auch visuell das Bild seiner Gattin in den Armen eines anderen vorgaukelt.

Die lange Kinderlosigkeit der Ehe läßt Siegfried die Behauptung, ein anderer Mann sei Vater von Genovefas Kind, glaubhaft erscheinen.²⁹ Er ist an einer empfindlichen Stelle seiner Identität getroffen, seiner Zeugungsfähigkeit, Kernpunkt männlicher Ehre. Erst in seiner Abwesenheit erwies Genovefa sich als fruchtbar. Als Mutter wendet sie sich nun einem neuen Menschen zu, ist nicht mehr dieselbe, die er verließ. Frau und Schloß haben nicht wie in dem Märchen von Dornröschen in tiefem Schlaf erstarbt der Rückkehr des Befreiers geharrt. Die Zeit seiner Ehefrau stand ohne ihn nicht still. Dem Wirbel der Gefühle wird der Mann nicht Herr. Statt Zeitsprung und Eifersucht durch Begegnung mit Frau und Kind zu verarbeiten, entzieht er sich, indem er sie beseitigt.

Zunächst ging es um die beleidigte männliche Ehre Golos, nun geht es um die seines Herrn, der auch mitleiden soll, um seinen Stellvertreter zu entlasten. Diese Projektion der Ehrverletzung Golos auf Siegfried wird durch ein standeshierarchisches Argument noch perfider. Der Pfalzgräfin wird unterstellt, sie habe mit einem Koch gesündigt. Für die Verletzung der Intimität zwischen den Eheleuten spielte die Standeszugehörigkeit des Liebhabers keine Rolle. Hier aber geht es um männliches Selbstwertgefühl in einer Konkurrenzsituation. Soziale Unterlegenheit des Partners steigert das Vergehen weiblichen Ehebruchs.

Siegfried zweifelt nicht an Golos Beschuldigungen, fragt ihn gar um Rat, was er tun solle. War der Stellvertreter nicht eingesetzt worden,

29 Sauerborn, Genovefa, wie Anm. 5, 73, dort Anm. 1.

zu verhindern, daß die Pfalzgräfin geschwängert werde? Auch die Schuld des Ehemannes wird nicht thematisiert.³⁰ Verletzte nicht auch er seine Pflichten gegenüber Genovefa, als er sie in der bedrohlichen Situation des Krieges für viele Monate isolierte? Hat er nicht seine beiden nächsten Kontaktpersonen, Frau und Freund, überfordert?

Bis dahin ging es nur um versuchte und phantasierte sexuelle Vergehen. Mit dem Todesspruch Siegfrieds über Frau und Kind erst wird das schwere Unrecht begangen, das Jahre später, nach Aufklärung der Vorfälle, den Männerbund auseinandersprenge wird; dann allerdings zerrißt der belogene und getäuschte Pfalzgraf das Freundschaftsband so scharf, daß auch Golo zur Strafe zerrissen werden muß. Der Text läßt offen, worin seine schwerste Schuld gesehen wird: War es die sexuelle Bedrängung Genovefas, ihre Verleumdung oder der Vorschlag, Mutter und Kind zu töten, dem doch eigentlich Siegfried erst entsprach?

Die ständige Verführbarkeit der Frau und ihre beschworene Kehrseite: die Keuschheit

Die beiden Männer haben zusammen das Konfliktpotential hergestellt und richten ihr verdrängtes Schuldgefühl gegen die Frau. Es verbindet sie ein gemeinsames Verständnis von der Verfügbarkeit und Verführbarkeit von Frauen, der Austauschbarkeit von Männern. Nur zu wahrscheinlich scheint es aus dieser Sicht, daß eine Frau sich in einer langen Trennungsphase einem anderen Manne zuwendet bzw. daß ein anderer Ansprüche auf die „freigewordene“ Frau anmeldet, denen sie sich nicht verschließt.

Doch gibt es eine noch weitergehende Deutungsebene: Wie der Sozialtyp des „Hausfreundes“ dient auch der beauftragte Stellvertreter dazu, Ersatzhandlungen, mit denen gerechnet wird, in überschaubaren Räumen unter Kontrolle zu halten. Dafür ist nur der beste Freund, das alter ego, geeignet. Indirekt erfüllt Golo mit seinen sexuellen Angeboten also eine unausgesprochene Pflicht an der einsamen Genovefa. Da er erfolglos blieb, fühlt er sich als Versager. Nicht sein nach offizieller Moral doch verbrecherischer Antrag, erst die unerwartete Abwehr Genovefas beschwört ja den Konflikt herauf. Die Frau ist daher in dieser Logik auch das unheimliche Element, das aus dem Haus vertrieben werden muß, damit die Ordnung wiederhergestellt werde. Als gesichert gilt in der Phantasie der Männer, daß sie in dieser Trennungszeit sexuell aktiv wird. Ohnehin kreist in dieser Geschichte ständig alles um sexuelle Aktivitäten, die, bis auf jene Abschiedsnacht zwischen Siegfried und Genovefa, nie stattfinden. Wenn Golo den Trieb der Zurückgebliebenen nicht kanalisieren konnte, muß es ein anderer Mann gewesen sein. Nicht als Opfer solchen Tuns wird die Frau gesehen, sondern als verführendes Subjekt, das seine Lust daher auch mit dem Tode bezahlen muß.

³⁰ Moser-Rath, Frau, wie Anm. 9, 114, meint, es sei „auffällig ..., daß der Gatte den Verleumdungen meist blindlings glaubt“.

Daß sie nicht ungehemmt Lust auslebte, ist das Erstaunliche und Bewundernswerte an Genovefa und macht sie zu dem Vorbild für die christliche Ehefrau, das sie jahrhundertlang blieb. Diese unerwartete Askeseleistung stellt sie, unter noch erheblich schärferen Bedingungen, fast sieben weitere Jahre lang unter Beweis. Nur wenige Lebenszeit verbringt sie in einer, freilich unfruchtbaren, Sexualgemeinschaft, gebiert ein einziges Kind und wird danach endgültig ehelicher Pflicht entzogen. So entspricht sie dem christlichen Frauenideal, sie wird treue Ehefrau und Mutter unter Reduzierung ihres Sexuallebens auf ein absolutes Minimum.

Fehlende körperliche Bedürftigkeit brachte ihrem Lebensmodell populäre Anerkennung als heiligmäßig. Hinter dem Kult um ihre unerwartete Keuschheit aber steht die Umkehrung des Phänomens, nämlich die Vorstellung von der grenzenlosen weiblichen Lüsternheit. Die besonders im Mittelalter verbreitete Lehre von der Schuld der Verführerin Eva,³¹ die Gehorsam versprach, sich aber nicht beherrschen konnte, dominiert als die eigentliche Bedrohung für diese Ehe die Genovefahandlung. Die handelnden Männer sind von dem Gedanken besessen, und auch die Erfolgsgeschichte der Rezeption weist auf das Fortbestehen dieses Frauenbildes. Eine Frau möge auch in einer solchen Lebenslage passiv bleiben und hilflos, statt sich eigene Räume für ihre Sinnlichkeit zu erschließen – das ist die beschwörende und drohende Botschaft für Frauen. Stellvertretend, wie in jedem Martyrium, büßt Genovefa für alle einsamen Evastöchter und entlastet sie von ihren erotischen Phantasien und Wünschen.

Vor dem Schlosse liegt der Wald. Das Leben mit den unzivilisierten Seiten geschlechtsspezifischer Natur

Der Gegensatz zwischen Hofkultur und Waldeseinsamkeit hat einen Teil der Faszination dieses Stoffes ausgemacht.³² Die verwöhnte Pfalzgräfin findet sich „an einem grausenerregenden Orte“ zurückgelassen und klagt „weinend: Ach! ich Arme! In großem Überfluß lebend bin ich jetzt verlassen und habe ganz und gar nichts mehr!“ (83) Angesichts neuer Schrecken vergißt sie, wie elend es ihr schon vorher ging. Gefährdet war Genovefa in der Ehe mit einem Mann, der ihr kein Vertrauen, kein Ohr und keine Hilfe schenkte und sie nicht als Individuum annahm, der nicht fragte nach ihren Erfahrungen und Bedürfnissen, sondern sie an sein widersprüchliches Frauenbild auslieferte: Er hatte ihr Geilheit unterstellt, aber Treue gefordert.

Zunächst einmal ist der Wald ein rettender Zufluchtsort und Unterschlupf. Genovefa lernt „die Isolierung als Schutz vor den Gefahren

31 Über das Bild der Sünderin Eva als Symbolfigur für alle Frauen vgl. etwa: Jacques Dalarun, Die Sicht der Geistlichen, in: Georges Duby u. Michelle Perrot Hg., Geschichte der Frauen, II: Christiane Klapisch-Zuber Hg., Mittelalter, Frankfurt a. M. 1993, 29–54. Die deutsche Ausgabe dieses wegweisenden Handbuchs betreute Claudia Opitz. Der Aufsatz Dalaruns betont erstmalig auch die besondere Rolle der Maria Magdalena, der reuigen Sünderin.

32 Etwa: Frenzel, Genovefa, wie Anm. 2, 239.

der Welt schätzen und dankt Gott dafür³³. Dem animalisch Triebhaften und Ungezügelmten innerhalb des Schlosses ist sie entkommen. Von dem sozial niedrigstehenden Koch, mit dem sie sich angeblich paarte, gelangt sie nun zu den Tieren. Die so gefährlich scheinende Naturwüste draußen aber erweist sich als zivilisierter als die wüste Kultur drinnen. Eine tierische Mutter spendet die Lebensgrundlage für ihr Kind, die die bereits im Schloß Ausgezehrte nicht bieten kann. Jetzt erfährt Genovefa, daß sie auch allein lebensfähig ist, als Geschöpf Gottes angenommen wird und Hilfen bekommt. Der wilde Ort nährt unerwartet, schenkt Geborgenheit und gewährt ein Überleben. Hof und Wald weisen also gleichsam als verkehrte Welt die jeweils umgekehrten Attribute auf.³⁴

In vielen Texten mit märchenhaften Elementen lebt ein Mensch in einem anderen Bereich, um sich in einer heilenden Durchgangphase zu regenerieren. Das „Waldesleben“ dient dem Rückzug und bereitet auf besondere Aufgaben und Leistungen in der sozialen Welt vor.³⁵ Genovefa aber akzeptiert beide Räume passiv, sie eignet nicht an, gestaltet nicht um. Einen stabilen Ort für ihre physische und psychische Existenz findet sie auch im Walde nicht.

Das Mittelalter kennt den Wald als bedrohlich, vernichtend, aber auch erschließbar und schutzpendend.³⁶ Warum sucht die Einsame nicht nach Spuren menschlichen Lebens im Walde? Je weniger verstehbar ihre konkreten Lebensbedingungen sind, desto größer ist der Spielraum für Assoziationen der übertragenen Bedeutungen ihres Waldlebens: Ihre erstaunliche Passivität ist nicht mit dem Versprechen zu erklären, das sie den Männern gab, die sie töten sollten. Vielmehr gibt es kein Entkommen aus dem Dickicht der Symbolfunktionen dieser Stätte, entsprechend dem inneren und äußeren Chaos ihrer Lebenslage.

Die bedrohlichen Aspekte des Waldes stehen für den inneren Zustand Genovefas angesichts der Situation, die sie gerade durchlebt hat. Keineswegs ist ja die Wildheit des Hofes überwunden, als sie ihn verlassen hat, sie wühlt vielmehr in ihr fort. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen wird es nicht geben. Den „grausenerregenden Ort“ wird sie auch als Wiedergabe der unzivilisierten Seiten Siegfrieds wahrnehmen, für den das unbeherrschbare und beliebig ausagierte Triebleben so sehr im Zentrum der Gedanken steht.

33 Zacherl, Isolierung, wie Anm. 27, 121. Sie arbeitet diesen Zusammenhang an einem anderen Textbeispiel heraus.

34 Über Frauenbilder und verkehrte Welt als „Lieblingsthema der Frühen Neuzeit“ vgl. Ulbrich, Unartige Weiber, wie Anm. 20, 26.

35 So etwa, in anderem Kontext, auch Lutz Niethammer, Die postmoderne Herausforderung, in: Wolfgang Küttler u. a. Hg., Geschichtsdiskurs, I, Frankfurt a. M. 1993, 31–49, hier 38. Er sagt über die Anhänger der Hegelschen Geschichtssphilosophie nach dem Zweiten Weltkrieg, sie befänden sich „in einer Position des ‚Waldgangs‘, d. h. des Rückzugs aus dem öffentlichen Engagement in eine bergende und meditative Einsamkeit“.

36 Die Schutzfunktion des Waldes in den Vorstellungen bäuerlicher Bevölkerung im Spätmittelalter betont etwa Joachim Allmann, Der Wald in der frühen Neuzeit. Eine mentalitäts- und sozialgeschichtliche Untersuchung am Beispiel des Pfälzer Raumes 1500–1800, Berlin 1989, 353. Nach „der mittelalterlichen Rechtsprechung und der Haltung der mittelalterlichen Kirche ... (erscheint) Wald als Aufenthaltsort von Ausgestoßenen“, ebd. 354.

Ihm gehört der Wald. Wie ein edles Wild stöbert er seine Frau dort auf. Die fremde Wildnis unmittelbar vor den Toren des Schlosses ist quasi Bestandteil ihrer eigenen Adelsexistenz. Wald und Schloß bestätigen hier idealtypisch die unvollständige Triebkontrolle und Integration des Naturhaften in der höfischen Kultur des Spätmittelalters.³⁷ Die besondere Abwehr des Körperlichen aber, die sich in Genovefas Existenz im Wechsel zwischen diesen beiden Bereichen symbolisiert, ist geschlechtsspezifisch bedingt.

„Ich glaub', ich steh' im Wald“ – sprichwörtlich ist noch heute die Disposition, draußen zu sein, staunend und konfus. Sie entspricht der Situation vieler Adelsfrauen, deren Männer auf Feld- und Kreuzzügen, Wallfahrten, Reisen jahrelang abwesend sind. Trotz „höfischen Überflusses“ lebte Genovefa in einer Welt des Mangels, der Isolation und ungeklärter Bedürfnisse, ohne Anteil an der Lebensfreude der anderen. Die eigentliche Gefahr für sie liegt also nicht in einer realen Unzugänglichkeit des Waldes, sondern in der des Mannes, der wiederum sie nicht nur mit seinen Triebforderungen, sondern auch mit ihrer eigenen Natur konfrontierte. Von dem schwierigen Umgang der alleingelassenen Frau mit ihrer geschlechtsspezifischen Existenz, dem Nebeneinander des geregelten Daseins und der wilden Einsamkeit, der Auslieferung an männliche Triebstruktur wie die eigene erzählt die Geschichte. Damit greift sie ein zentrales Problem einer dualistischen Gesellschaft auf, in der Frauen mit ihren triebhaften Elementen real wie im übertragenen Sinne alleingelassen werden.³⁸

Nur vom männlichen Trieb ist aber die Rede. Nichts erfahren wir über die sexuellen und emotionalen Bedürfnisse der Frau. Die Phantasien der beiden Männer kreisen um sie, um weibliche Lust und Wildheit, die unaussprechbare Natur in Genovefa, die nicht existente, die unterstellte, die unbeherrschte, die brachliegende, die gewaltsam getilgte. Wo äußern sich ihre körperlichen Ansprüche?

Da sie „semiviva“, nur halb lebendig ist, übernimmt das animalisch gedachte Triebprinzip stellvertretend die Natur außerhalb ihres Körpers. Ihren Naturaspekt kann Genovefa nur nach außen projizieren und als unentwirrbares Unterholz wahrnehmen. Die Bedrohung durch ihre eigene Körperlichkeit wird so gründlich besiegt, daß sie am Hofe nicht mehr lebensfähig wird. Die fast siebenjährige Waldesolation läßt sie zwar als Mutter überleben, als Geschöpf Gottes in seiner Natur bestehen, doch nicht als Sexualwesen Frau. Eine Geschlechtsgemeinschaft mit dem Ehemann kann sie nicht wiederaufnehmen. Mit dem Wald, der sie schützt und ihr die fehlende eigene Körperlichkeit ersetzt, verläßt sie auch ihre verleugnete und unterdrückte leibliche Hülle. Sie stirbt und geht in den

37 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, I u. II, Frankfurt a. M. 1976, hat die mit Beginn der Neuzeit langsam wachsende Triebkontrolle erläutert, allerdings nur unvollständig den geschlechtsspezifischen Aspekt bedacht.

38 Die dualistische Deutung mit geschlechtsspezifischer Zuweisung findet sich auch in modernen Aussagen, z. B. bei Günther W. Weissenborn, Genovefa, in: Almanach 4. Schumannfest, Düsseldorf 1991, 70: „Ordnung und Chaos, weibliche Keuschheit und männliche Triebhaftigkeit, christliches Gottvertrauen und zauberische Ränke bilden die Gegensätze dieser Geschichte.“

Himmel ein. Aus der irdischen Isolation in unlebbarer Geschlechts-gemeinschaft wechselt sie über in eine jenseitige Aktivität im Kreise der Heiligen. Genovefa bleibt körperlos, ist aber ewig für alle da, die ihre unerklärliche, ihre „wunderbare“ Kraft beanspruchen.

Die christliche und die heimliche Botschaft des Textes

Irdischen Trost kann die Geschichte Frauen eigentlich nicht bieten. Die offizielle Botschaft bewertet erst das Jenseits positiv und vertritt die Notwendigkeit des Leidens und den Glauben an überirdische Hilfe in der Not. Leiblichkeit und körperliche Gemeinschaft werden als geringwertig, der Geschlechtstrieb als bedrohlich dargestellt. Probleme des Zusammenlebens sollen durch weibliche Tugenden wie Treue und Gehorsam in der Ehe gemeistert werden. Doch wird Gläubigen Teilhabe an Genovefas ungenutzter Kraft durch eine körperliche Gesundung verheißen, die sie selber nicht erfuhr. Die durch göttliches Wirken gesandte Hirschkuh repräsentiert dabei das Wunderbare. Das Auftauchen eines so häufigen Waldtieres aber ist auch banal zu erklären. Darauf also kann die Beliebtheit des Stoffes wohl nicht zurückgeführt werden.

Nicht die „Rettung“ Genovefas durch himmlisches Eingreifen, so denke ich, sondern ihre weibliche Heimatlosigkeit zwischen Hof und Wald liefert die Gruseffekte, die das Weiterleben der Geschichte garantierten. Schaurig-schön ist das gedankliche Nachleben in der Distanz des fremden Schicksals. Genovefas nachträgliche Verklärung bleibt ein aufgesetzter Trost, der Frauen gleichwohl Hoffnung gibt, daß es sich bei diesem Schicksal um einen Einzelfall handelt.

Die Aussage ist nicht völlig christlich-didaktisch integrierbar. Etwas von der Bedrohlichkeit des Frauenlebens in der Ehe und auch am Hofe bleibt bestehen. Daß nicht der Wald, sondern die Männerwelt für die Pfalzgräfin die eigentliche Gefahr darstellt, läßt sich nicht übersehen. Die Institution der Ehe gewährt Frauen weder völligen Schutz noch Entfaltung, und keinen Anteil an der Gemeinschaft der Männer. Der Text informiert und klärt auf über diese nur scheinbar so veredelte Welt des Rittertums. Darin liegt sein Verdienst und seine Anziehungskraft.

Die Krise des Spätmittelalters im Spiegel der Geschlechterverhältnisse

Die krisenhafte Bewußtseinsstimmung des Spätmittelalters schlägt sich auch in Geschlechterbeziehungen nieder. Irritationen belasten als Konfliktpotential innerhalb des umfassenden Strukturwandels im Übergang zu einer neuen gesellschaftlichen Zivilisationsstufe die Liebesbeziehung. Heide Wunder definierte den für die Frühe Neuzeit prägenden Sozialtyp des „Arbeitspaares“ als dominante Lebenseinheit von Mann und Frau in gemeinsamer, geordneter Aufgabenteilung der Ehe.³⁹ Indirekt ist damit auch die Orientierungslosigkeit von

³⁹ Wunder, Frauenforschung, wie Anm. 14, 37f. Vgl. auch die in Anm. 19 aufgeführ-

Frauen in Zeiten der Trennung benannt. Männliche Existenz kann sich auch in der Gruppe der Gefährten entfalten, die den Frauen überlassene Identitätsarbeit der Selbstverortung aber kann sie in ein unentwirrbares Dickicht führen, wie die Handlung zeigt. Aufeinander bezogen, ist doch die Position der beiden Teile des Arbeitspaares ungleichgewichtig, wie die Trennungssituation aufweist. Unsere Quelle zeigt die Frau als das schlechter integrierte Wesen, das ein begrenztes Inventar an Rollenangeboten vorfindet. Die in dem System konkurrierender Männlichkeit wie in einem Spinnennetz Gefangene wird als gleichgewichtsstörend ausgegliedert und der Harmonie unter Männern geopfert. Zwar erweist sich die Isolierung als ungerechtfertigt, der Schuldige wird vernichtet, die Unschuld der Frau bestätigt, doch gelingt es nicht, sie zu reintegrieren. Erst im Schutzraum des Jenseits entwickelt sie ihre Fähigkeiten und erhält jene Anerkennung, die ihr auf Erden versagt blieb. Hier endlich kann sie die sozialen Funktionen einer segenspendenden Landesmutter erfüllen, helfend und heilend Einfluß gewinnen. Die Stätte der Wunder ist es, die der Geschichte ihren Namen verleiht, nicht die handelnde Frau. Wir erinnern uns an den Titel: „Legende über die wunderbare Erbauung der Kapelle in Frauenkirchen“.

Die „Genovefa“ Christoph von Schmid⁴⁰

Etwa 300 Jahre später stellt sich die Problematik anders dar: Christoph von Schmid stellt Genovefa in ihrer Individualität in den Mittelpunkt, als sichere Persönlichkeit, die ein schwieriges Schicksal durch eigene Kraft meistert. In der Jugend bereits übt das Kind, das nicht nur schön, sondern auch begabt ist (7), seine Rolle als vorbildliche Landesmutter ein. Doch prophezeit der Bischof, der sie mit Siegfried traut, eine zukünftige Abweichung vom genormten Ehedasein: „Gott hat Euch ein großes Glück zgedacht – allein anders, als alle hier denken.“ (10) Ein neues, ein anderes Glück wird in Aussicht gestellt. Es soll beiden Partnern gelten.

Genovefa wird in der neuen Umgebung mit Neugierde und Freude erwartet und bestätigt sich glänzend als Gräfin. Die breite Entfaltung ihrer Lebenssituation gibt Gelegenheit, ihre glänzende Integration und Identifikation mit ihrer Rolle zu demonstrieren. Auch gemeinsames Alltagsleben mit dem Ehemann wird vorgeführt: „Genovefa spann und sang, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute.“ (12) Seinen Abschied erlebt sie keineswegs ohnmächtig, sie selber reicht ihm stolz die Waffen und blickt den „banger Ahnungen künftiger Leiden“ (13) gefaßt ins Auge.

Von einer Bedrohung durch Verführung ist keine Rede. Genovefas Bewegungsfähigkeit wird nicht eingeschränkt, sie entfaltet vielmehr ihre Aktivität als Landesmutter während Siegfrieds Abwesenheit erst richtig: mit Handarbeiten und Beten zu Hause, beim Unterricht von Mädchen wie bei der Versorgung von Armen und Kranken.

ten anderen Titel der Autorin.

40 Schmid, Genovefa, wie Anm. 5.

Die Kontaktpersonen des Hauses stehen auf ihrer Seite, als Golo sie des Ehebruchs beschuldigt, so „daß alle Knechte und Mägde im Schlosse darüber errötheten“ (16). Was im anderen Text erwartet wird, traut ihr nun niemand mehr zu: beliebig ausgelebte Lust. Eine einfache Frau warnt sie, bringt Schreibutensilien herbei und händigt Siegfried später getreulich einen Brief aus, den sie vor ihrer Vertreibung schreibt. So kann Genovefa Gefühle sprachlich artikulieren, verarbeiten und zugleich ein Zeugnis ihrer Unschuld hinterlassen. Sie formuliert ein Vermächtnis, das ihre Identifikation mit christlichen Werten spiegelt, die ihr erlauben, zu erklären, zu verstehen und ohne Rache-gedanken zu bleiben. Selber definiert sie die Rolle, von der sie Abschied nimmt: „Ich dachte die Mutter Deiner Unterthanen zu seyn, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thue es nun Du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu seyn.“ (27) Das Fürstenpaar ist zugleich ein Elternpaar für seine Landeskinder. Der Kontakt zur Ehefrau prägt den Herrschenden, nicht der zu anderen Männern. Nicht er, sondern sie fordert Verhaltensweisen ein. Selbst die Kriegssituation ist nicht reine Mannessache, wie die Waffenübergabe zeigt.

Diese Persönlichkeitsstruktur der Pfalzgräfin bewährt sich auch in der Waldesphase: Sie ist den Unbilden nicht hilflos ausgeliefert, ihr Sohn hat sogar beste Entwicklungschancen. Der Autor entfaltet an seinem Beispiel zivilisationskritische Vorstellungen von Erziehung. „Schmerzensreich“, der nun wie sein sieggewohnter Vater, doch als dessen Gegenpart, einen sprechenden Namen erhält, unterliegt nicht den verderbenden Einflüssen von Hofkultur, er hat intensiven Kontakt zu seiner Mutter und karge, aber ausreichende, ja gesunde Nahrung. Die verwöhnte Genovefa dagegen leidet unter dem Entzug des vertrauten Milieus. Das Gespräch mit Gott ersetzt aber fehlende Kontakte zu den Menschen, der Sohn wird bald ein verständiger Gesprächspartner, der seiner Mutter viel Freude bereitet. Doch vermißt diese Arbeit, Handarbeit zunächst, dann auch Bücher (40). Nicht Bedrohung für ihr Leben, sondern Langeweile macht der gerne Tätigen zu schaffen. Selbstverständlichkeiten ihres früheren Daseins lernt die Pfalzgräfin jetzt zu schätzen und korrigiert ihr altes Wertesystem. Sie ist eine Gestalt, deren Wirken Sinn hat und Spuren zeitigt. Auch ihr Verbleiben im Wald wird besser motiviert als in dem lateinischen Text: Sie erwägt anderes Handeln, denkt Alternativen durch und entscheidet erst dann. Später spricht sie deutlich aus, welche Erkenntnisse sie dieser Lebensphase verdankt. Bezeichnenderweise wählt sie ein symbolträchtiges Synonym für den Wald: „Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam, Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben – in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel.“ (90)

Siegfried hat Anteil an der Lebenswelt seiner Frau. Während ihrer Abwesenheit durchstreift er ihre Räume, nimmt die Utensilien ihrer Tätigkeit wahr, Spuren ihrer Kreativität, entdeckt Lieder und Briefe, die sie während seiner Abwesenheit für ihn schrieb. Er verschont Golo mit Strafe, worum Genovefa ihn großzügigerweise gebeten hat. Die beiden Männer sprechen sich aus und Siegfried verzeiht ihm. Das eigene Gewissen zerreißt den Schuldigen aber von innen her. Es bedarf daher keines symbolischen Eingriffs äußerer Gewalt mehr,

nicht des Zerreißens durch Stiere, um Golo zu zerstören. Doch foltert ihn sein Schuldbewußtsein erst zu Tode, nachdem er sein Leben vielen schauernden Besuchern des Schlosses, die den Unseligen besichtigen wollen, zur nachwirkenden Lehre präsentieren konnte. Damit hat sein Weiterleben einen moralischen Nutzeffekt. Auch Siegfried hat Zeit und Gelegenheit, sein Mißtrauen und seine Voreiligkeit zu bereuen.



Siegfried findet die ausgemergelte Genovefa nach fast sieben Jahren im Walde und bittet sie um Verzeihung, aus: G. Otto Marbach, Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa, in: Ders. Hg., Volksbücher, Leipzig 1838, 39.

Viele Menschen nehmen Anteil an Genovefas Reintegration am Hof und begrüßen sie mit Freuden. Sie erholt sich, tut viel Gutes und sieht sogar ihre alten Eltern wieder, deren Erziehung und Vorbild sich bewährt haben. Das Erlebnis ihrer erfolgreichen Rückkehr wird so verdoppelt, es schließt sich der Kreis und kehrt auf einer neuen Erkenntnisebene spiralförmig an den Anfang zurück, wo von einem anderen, einem besonderen zukünftigen Glück für dieses ideale Paar die Rede war. Ihr Tod steht nicht in Zusammenhang mit der entbehrensreichen Zeit. Nicht aus dem Jenseits wirkt sie weiter, sondern in der Welt gilt ihre Fürsorge den Landeskindern:

Wie lange Genovefa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. (120)

Die bessere Integration Genovefas

Das Modell des Herrscherpaares bei Schmid gesteht der Landesmutter eine so stabile Position zu, daß ihr Mann alleine seine Funktion nicht mehr erfüllen kann. Nach ihrem Tod ist das „neue Glück“ auch

für ihn beendet. Die Einheit des Elternpaares für das Land ist unteilbar – ein „Arbeitspaar“ mit geordneter Aufgabenzuweisung. Der problematische Part des Suchens nach einem Ort wird nun dem Manne zugewiesen. Nach Genovefas Tod steigt Siegfried vom Thron und zieht in den Wald, um zu suchen, was seine Frau dort erfahren und was sie so stark gemacht hat. Ihm ist kein ruhiges Verbleiben in einer unabhängigen Rolle vergönnt. Was in dem spätmittelalterlichen Text rein gar keine Rolle spielte, ist hier als Defizit faßbar: Die emotionalen Bestandteile in der Geschlechtsgemeinschaft sind nicht verteilt worden. Die stabile Mutterrolle, die Verbundenheit der Frau mit der Natur verstärken noch das Mißtrauen des Mannes, in das sich auch Neid mischt. Unruhig versucht er, ihre Lebenserfahrung nachzuvollziehen. Diese Leerstelle des Gefühlsbereiches zwischen Mann und Frau in dem Texte Schmidts verweist auf die ungelöste Aufgabe, die Geschlechtsgemeinschaft dieses Herrscherpaares anders zu fundieren als durch Arbeitsteilung und Pflichtzuweisung. Das „neue Glück“ beruht auf der Hälftigkeit ihrer jeweiligen Existenz mit dem anderen, nicht auf dem Selbstvertrauen einer unabhängigen Position, die auch dem anderen zugestanden wird.

Die vergleichende Gegenüberstellung von Inhaltselementen der beiden Texte weist auf eine teilweise Überwindung der krisenhaften Desintegration der Frau in der Phase des Übergangs zur Neuzeit. Die hochbewertete Rolle als Mutter in Haus, Wald und Land gewährt ihr größere individuelle Unabhängigkeit und körperliche Präsenz in neuen Lebensräumen. „Gute Mütter“ werden zu einer ansprechbaren Gruppe für einen Autor. Doch stellt gerade diese Souveränität und Stärke der Frau die Basis neuer Probleme dar: Schwieriger nämlich, angesichts dieses weiblichen Gegenübers, gestaltet sich nun die Rolle des Ehemannes und Vaters.

Die Situation des Kriegsheimkehrers: Die Schuld des Soldaten

Ausgangspunkt für die Verstrickungen innerhalb einer als glücklich dargestellten Ehe war die Trennung, bedingt durch den Krieg. Die Herausforderung des Kampfes gewährt dem Manne Entfaltung hochbewerteter Eigenschaften und damit seiner männlichen Identität; sie hat aber auch schwache Stellen: seine Beziehung zur Frau. Der Sieggewohnte zerstört durch Mißtrauen und unbedachtes Handeln die gemeinsame Lebensbasis. Seine Heimkehr ist unvollkommen.

Wieder 150 Jahre später finden Teile dieses Motivkerns eine, freilich von dem Genovefatext unabhängige Neugestaltung. In dem Identifikationsbuch für die Nachkriegszeit, „Draußen vor der Tür“, ist das Geschlechterverhältnis umgekehrt: Hier ist es der Mann, der nach dem Krieg sein Zuhause nicht wiederfindet, weil seine weiblichen Bezugspersonen, Frau und Mutter, sich derweil ohne ihn eingerichtet haben.⁴¹ Es hat sich realisiert, was Siegfried so fürchtete und in Vorwärtsverteidigung abzuwehren suchte.

41 Wolfgang Borchert, *Draußen vor der Tür*, 1947.

Die Genovefageschichte setzte den Heimkehrer als Herrn von Hof und Land in seine vertraute Rolle ein, während die Frau aus dem Hause gejagt wurde. Der Mann delegierte die Probleme an sie, er opferte sie und fand durch ihr Schicksal eine neue Einstellung zu seinem Gott und dem Leben auf Erden. Die destruktive Kraft, die der Krieg aufwirbelte, wurde an der Frau wirksam: Sie, nicht er, ging durch Einsamkeit und Lebensbedrohung. In dem spätmittelalterlichen Text starb die Christin gar an den irreparablen Spätfolgen des Krieges gegen die Heiden. Für die beiden so Verstrickten gab es keine Zukunft mehr. Die Geschichte verbarg diese Botschaft unter einem versöhnlich ausgebreiteten Tuch, indem sie zumindest die Seele Genovefas rehabilitierte.

Spätere Filiationen, wie die des Christoph Schmid, spiegeln eine bessere Integration der Frau in die Gesellschaft und verschaffen auch der Einsamen einen Handlungsrahmen und Entfaltungsmöglichkeiten. Sie hat gelernt, sich in den katastrophalen Situationen, in die männliche Willkür sie gebracht hat, einzurichten. Den guten Müttern widmet der Autor zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Buch, sie angesichts mißtrauischer Ehemänner und abwesender Väter zu trösten. „Ich laß dir nichts geschehen!“ steht auf dem Titelkupfer. Tatsächlich mag die Geschichte Frauen mit ihrem Schicksal versöhnt und die entsprechende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern stabilisiert haben.

Von Schuld und Unschuld der Frau war in der Genovefahandlung die Rede. Daß sie die Schuld der anderen ertragen und vergeben soll, ist die Lehre. Wie sie mit dem erlittenen Unrecht weiterleben kann, weiß die Geschichte nicht zu zeigen, nicht, wie es hätte vermieden werden können. Auf der Unüberwindbarkeit des bodenlosen Abgrundes fehlenden Vertrauens des Ehemannes zu seiner Frau beharrt der Stoff über die Jahrhunderte. So blieb den Frauen nur die Wahl, an ihm den Blick für Überlebensstrategien zu schärfen. Seine Attraktivität beweist, wie lebhaft sie davon Gebrauch machten. Das entsetzliche Schicksal Genovefas wird sie denn auch entlastet haben, ja sogar gestärkt, weil das real drohende Leid in dieser Geschichte seine Anerkennung fand, die mißhandelte Frau im Mittelpunkt stand.

Das Motiv des Kriegsheimkehrers und seines problematischen Verhältnisses zu den zurückgebliebenen Frauen spiegelt ein wichtiges Stück Geschichtsbewältigung, die kollektive Verarbeitung nämlich der Trennungserfahrung innerhalb der Geschlechtergemeinschaft des Paares und der Schuld, die der Mann als Soldat auf sich geladen hat. Das Mißtrauen, das die aus dem Krieg heimkehrenden Männer ihren Frauen gegenüber zeigen, bedeutet eigentlich die Umkehr männlicher Angst vor den Folgen ihrer Abwesenheit angesichts der Verantwortung in sozialen Bezügen, der sie nicht nachkommen konnten.

In das Volksbuch abgedrängt, wurde diese Trauerarbeit Frauen und Kindern überlassen. Tränen der Rührung über Genovefa gelten dem Wissen um die Demütigungen hilfloser Frauenexistenz in Zeiten des Krieges. Ein versöhnlicher Schluß verhinderte, Aktivitäten zu mobilisieren, wie man Notlagen dieser Art vorbeugen könne, auch

durch ein verändertes Verhältnis der Geschlechter zueinander. Wie viele vor und nach ihm sah auch der aufgeklärte Jugendbuchautor Schmid nicht die dem Stoff immanente Chance, die irreparablen Folgen der Trennung aus Kriegsgründen für die sozialen Kontakte aufzuweisen. Auch das neuzeitliche „Arbeitspaar“ bewältigt die bewußtseinsmäßige Arbeit an dieser Situation nicht gemeinsam.

Eigentlich überwunden geglaubt, hat in den Jahren 1992 und 1993 unser Motiv erneut eine erschreckende Aktualität gewonnen. Gerade die Mütter aber sind es, die sich nicht mehr bereitwillig auf ein einsames Leben im Dickicht von Einsamkeit und Isolation einstellen, sondern protestierend gegen die kriegerischen Auseinandersetzungen vorgehen, bisher leider vergeblich. Euch, ihr guten Mütter, wird kein Trost.⁴²

⁴² Wir erinnern uns: Schmid widmete sein Buch den „guten Müttern“ zur „Beruhigung in ähnlichen Leiden“ wie denen Genovefas. Schmid, Genovefa, wie Anm. 5, 1.